

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

176 (1.8.1931) Die Mußestunde

Die Mußestunde

Zur Unterhaltung und Belehrung

31. Woche 51. Jahrgang Unterhaltungsbeilage des Volksfreund Karlsruhe, 1. August 1931

Das ist furchtbar, wer weiß, wie viele schon erfroren sind!
Der Mann, der die Toten nicht hinaus, kann gerade der besoffene Viehdiebstahl dabei kommen, hebt es und schlägt uns alle mit seiner Kagoita heftig. Einmal wollte er einen von uns mit seinem boarbschärft geschliffenen Säbel niederhauen. Wenn der nicht stinkt genug über die Mauer auf die Straße geschlüchtet wäre, hätte er einen Toten mehr gegeben. Es nützt nichts, es geht hier alles auf Tod aus.

„Aber“, protestierte der junge Krankenwärter, „der Groser Doktor aus dem Offizierslager hat doch einmal eine Beschwerde an eine höhere Stelle eingereicht. Wir können doch einmal so etwas tun.“
Der Sanitätsunteroffizier lächelte karstisch und antwortete:
„Ja, und jetzt sitzt er an der tibetischen Grenze, irgendwo, wo die Welt und das Leben aufhört. Das war immerhin ein Offizier. Ich glaube, uns ging es in so einem Falle noch bedeutend schlechter.“
Der junge Krankenwärter greift sich verzweifelt an den Kopf und fast weinend vor Jörn spricht er:
„Heberrall Nord. Warum? Wo ist da die vielgepriesene Humanität des 20. Jahrhunderts? Ein Meer von schwarzen Kreuzen steht in der Steppe und blüht anklagend in den Himmel. Und noch täglich vergräbt man schwarze Rippen in diese fremde Erde, und drücken in der Heimat einleitend ein Meer von Trauer um jene, die nie mehr wiederkehren.“

Literatur

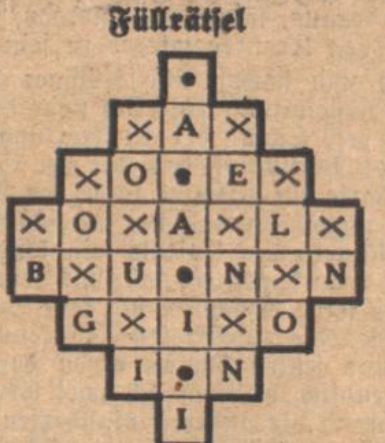
Alle an dieser Stelle besprochenen und angeführten Bücher und Zeitschriften können von unserer Verlagsbuchhandlung bezogen werden.

Die Toten mahnen. Wie wieder Krieg. Von Franz Künzler. P. D. K. Verlag J. H. B. Dies Nachf. G. m. b. H., Berlin SW 68. — Franz Künzler tut in seiner Dichtung, an das Menschengefühl appellierenden Schrift die Tote des Menschenkrieges 1914—1918 weit auf und tritt schon auf die Leichen von 1872 bis 1918. Er hat nach dem Abschluß des grauenvollen Völkermordes die Gefahrenperiode und Gefahrenzone nicht geringer geworden als vorher. Ein gestülptes, bunt-schöndes Europa, in wirtschaftlichen und nationalen Interessenskonflikten ständig schwebend, droht der Schauplatz blutiger Kämpfe zu werden. Und da werden die Nationalsozialisten den ungeheuerlichen Streik und fordern sich heifer nach einem neuen Weltkrieg, dessen Opfer vor allem die Bewohner der Heimat, Greise, Frauen, Kinder sein werden. Gen. Künzler weist an der Hand des offiziellen Werkes „Der Weltkrieg“ nach, daß der Krieg für Deutschland nicht durch den verhängnisvollen „Dolchstoß“ in den Rücken des Frontsoldaten, sondern durch die Fehler der obersten Führer verloren ging. Mit scharfen Zeichen zeichnen Künzler den roten Militarismus und Marxismus der Sowjet-Union, die in aller Eile Künzler Epione zur Entflammung eines Bürgerkriegsbrandes unterhält. Die Bürgerkriegs-ideologie der Kommunisten bahnte den schicksalhaften Treibereisen den Weg. Anschließt der Dichter die Bürgerkriegsstrategen auf der rechten und linken Seite erhebt Künzler den durchdringenden Mahnruf: „Wie wieder Krieg! Die Sozialdemokratie muß den Frieden.“

Karl Hensels. Am 30. Juli jährte sich zum zweitemal der Todestag Karl Hensels. Er war nicht nur ein großer Dichter, sondern auch ein großer Kritiker und Wähler des Volkes, denn der Menschheit wand geblüht. Eine loben erscheinende Gedichtsammlung (Karl Hensels im Spiegel seiner Umwelt. Aufsätze, Briefe, Gedichte als Gedichtsammlung und eingeleitet von Karl Friedrich Schmid (C. L. Strickland Verlag, Leipzig 1931). Mit einem Bildnis des Dichters. Kartografiert 3.—A.). enthält eine reiche Sammlung von meist ungedruckten Aufsätzen und Briefen über und an Karl Hensels, sowie Briefe seiner Gattin, A. H. Schmid, die sie durch Einleitung und verbindenden Text zu einem organischen Leben Ganzen gefaltet, das in hohem Grad die Beachtung der Allgemeinheit verdient. A. H. Schmid lenkt die Aufmerksamkeit auf den viel zu wenig gekannten großen Dichter und vor allem auch auf den überparteilichen und unparteilichen Vorkämpfer für Menschheitskultur, für Ideen und Werte, die allein uns aus dem Schlaf und Dummheit des Verfalls retten können. Die Aufsätze rufen uns den Dichter menschlich und dichterisch nahe. Seine Kinder und ersten Jugendliebe werden uns von seiner älteren Schwester geschildert. Die innigen Worte Anna Hensels beweisen, daß seine Ehe nicht bloß ein Traum, sondern ideale Wirklichkeit war. A. de Nora, Anna Grosshans, Just, Josepha Straßberger-Vorges, S. Gendebach und Johannes Zimm bringen interessante oder hübsche Szenen aus ihren persönlichen Erlebnissen mit dem Dichter, A. Attendorfer und Margarete Forstmeier widmen ihm ergreifende Nachrufe. V. Kampffmeier feiert den revolutionären und sozialen Dichterberufen. Mit sicheren Strichen zeichnet M. Andersen-Nord den Freund im „Wionierdichtal“. Fritz Droop würdigt ihn mit glanz- und blutvollen Worten; die feinsinnige Dichterin geht auf den Kern seines Wesens in einer zusammenfassenden Skizze ein. Die erschütternden Bekenntnisse Wilhelm Schüges geben ein höchst wertvolles Zeitbild und Seelenbild. Einen erfreulichen Einblick in die Verbundenheit Karl Hensels mit den aufstrebenden Kräften und in die tiefe Wirkung seiner Persönlichkeit und Arbeit geben die druckvollen Jugendbriefe Erich Kemarths, des späteren Verfassers von „Im Westen nichts Neues“, und die ergreifenden Soldatenbriefe des hochgewachsenen Soldaten Deantier. Gedichte aus dem Nachlaß schließen das tief empfundene Buch, das gerade in der heutigen Zeit allen denen etwas geben kann, die es mit dem Bekenntnis Karl Hensels halten: Wai zur Wahrheit und Kampf gegen alle Halbheit.

Dr. Engelbert Graf. Vom Kapitalismus zum Sozialismus. Zeitliche, Geschichtszahlen, Wörterverzeichnis. Berlin SW 68, Verlags-Gesellschaft des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes. 1931. 54 Seiten. Preis 1 Mark. — Vortragende und Hörer sozialwissenschaftlicher Vorträge und Kurse haben von jeher den Mangel kurzer Zeitfäden, systematischer Literaturübersichten schmerzhaft empfunden. Die Verlags-Gesellschaft des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes hat daher aus der Feder des Leiters ihrer Wirtschaftsschule das oben genannte Büchlein herausgebracht, das zwar zunächst als Leitfaden für Kurse und Vorträge, darüber hinaus aber auch als gute Hilfe für jeden Arbeiter gedacht ist, der von einer gegebenen Grundlage aus sich über und immer weiter orientieren will. Im Stichworten wird da ganz einfach eine Übersicht gegeben über die Entwicklung der Wirtschaft und speziell des Kapitalismus, über die Organisationsformen in der modernen kapitalistischen Wirtschaft und über Grundfragen des Sozialismus und der Sozialisierung.

Käselecke



Die Punkte und Kreuze dieser Abbildung sind durch Buchstaben zu ersetzen, um Wörter zu bilden. Sind es die richtigen Wörter, so ergibt die fettgedruckte zentrale Linie den Namen eines großen Virtuosen.

Käsele

Herr Müller hat mein Wort gespielt
Und auch Gewinn darauf erzielt.
Doch kann er ihn behalten nicht,
Denn das Papier, das ihn verpricht
Und das die nennt das Käselewort,
Dat — nimm daraus zwei Zeichen fort —
Er zwar sich aufgehoben, doch
Wo liegt's? Vielleicht entbedt er's noch.

Käseleauflösungen

Wilder-Käsele: Zug und Zug und Biff, der Feinde schärfste Waffe ist.
Käsele: Abel — Gabel.

Wichtige Lösungen sandten ein: Julius Grimmer, Karlsruhe; Karl Ungerer, Spielberg.

Witz und Humor

Aerzte-Anekdoten

Das große Tier. Der berühmte Chirurg war berüchtigt wegen seiner Grobheit. Eines Tages stand er zusammen mit seiner Schwester vor dem Zimmer eines großen Tieres, des ehemaligen Ministerpräsidenten, Ritter v. v., 108jähiges Aufsichtsratsmitglied usw. Grafen 3., und dann gehen wir ihm heute abend zwei Veronal, damit er ordentlich schlafen kann“, sagte der Professor zur Schwester. Worauf der Graf, der diese Unterhaltung mitangehört hatte, aufgeregt fragte: „Darf ich mir die Frage erlauben, ob dieser „er“, von dem Sie da sprachen, etwa ich sein soll? Sie wissen vielleicht nicht mehr, wer ich bin?“ „Doch“, erwiderte der Professor rubig. „Sie sind Patient Nr. 17 aus Flügel 1 B.“ Worauf das große Tier nichts mehr bemerkte.

Die Aerztin. Dr. Anna Ruckbaum war heute bei der Klinik als Sekundararzt eingetreten, weil sich das für einen Rekruten so gehört, und hatte gleich Nachdienst. In den Nachdienst übernehmende Pflegerin kannte sie noch nicht. Abends ging es einem Kranken schlecht, die Pflegerin sah auf die Diensttafel, las dort: Nachdienst Dr. Ruckbaum, stieg zu den Arztwohnungen hinauf, fand die Tür mit dem Täfelchen Dr. Ruckbaum und klopfte an. Die Aerztin lag schon im Bett. „Herein!“ Die Pflegerin trat ein. „Ah, pardon! Bittschön, Jan S.“ so gut, Fräul'n. Auf 37 ist an Patienten schlecht, wenn der Herr Doktor zurückkommt, schicken Sie eabm ab!“

Höflichkeit. Baron F ailt als das Muster der Höflichkeit. Seine Frau ist toben gestorben, ein Diener öffnet die Tür des Zimmers, in dem der Baron aufrichtig trauernd bei seiner verstorbenen Lebensgefährtin die Totenwache hält, und meldet: „Der Arzt, der den Tod feststellen will.“ Der Baron erhebt sich, reißt dem Besucher die Hand und sagt: „Seien Sie mir sehr willkommen, Doktor.“

Rechnung. Der berühmte Berliner Chirurg, Geheimrat Halm, sah mit einigen Freunden am Stammtisch. Das Gespräch kam auf einen Kollegen Halm. „Er soll ein furchtbar anständiger Mensch sein“, sagte einer aus der Runde. „Ich habe gehört, daß er von vielen seiner Patienten überhaupt kein Honorar nimmt!“ „Das will ich schon glauben!“ sagte Halm karstisch. „Wahrscheinlich wird die Rechnung in all diesen Fällen von den trauernden Hinterbliebenen bezahlt!“

Leichenbeforderer. „Ich hörte heute, Ihr Sohn sei Leichenbeforderer. Ich dachte, Sie erzählten mir, er sei Arzt.“ „Ich sagte, er folge der medizinischen Laufbahn.“

Verantwortlicher Schriftleiter: Redakteur S. Winter Karlsruhe.

Drei Kreuze stehen . . .

Ein Sturm weht fröhlich durch das we Land,
Das aus der Ebene fern zum Hügel sich gestaltet.
Der Himmel birgt sich hinter wolkengrauer Wand;
Im Schrei des Grauens ist der Sonne Glut erkalte.
Drei Kreuze stehen: Zum Lobe ging
Biel Jugend, die am Leben hing
Und doch sich wehren mußte.
Die kalte Erde küßte manne Stirn,
Die nie in ihrem lebensdürftigen Sinn
Von einem Daß auf fremde Hüter wußte.
Drei Kreuze stehen in Sturm und Wetterwalle
Leben belagend, das umstürzt gefallen.
Drei Kreuze stehen, die Enkel einst zu mahnen
Des Blutgetränkten Wahnstimmens ihrer Ahnen.

F 150.

Granaten, Gas — Deckung: Särge

Feuerüberfall und Gasangriff

Von Erich Maria Remarque.
Wir bringen nachfolgend eine packende Szene aus dem im Propyläen-Verlag, Berlin, erschienenen Buch „Im Westen nichts Neues.“

Wir geben zurück. Es ist Zeit, zu unserem Bagen zu gelangen. Der Himmel ist eine Spur heller geworden. Drei Uhr morgens. Der Wind ist frisch und kühl, die tolle Stunde macht unsere Gesichter grau.

Wir tappeln vorwärts im Gänsemarsch durch die Gräben und Trichter und gelangen wieder in die Nebelzone. Katschinsky ist unruhig, das ist ein schlechtes Zeichen.

„Was hast du, Kat?“ fragt Kropp.
„Ich wollte, wir wären erst zu Hause.“
„Du haue“, er meint die Karaden.
„Dauert nicht mehr lange, Kat.“
„Er ist nervös. Ich weiß nicht, ich weiß nicht.“

Wir kommen in die Rougräben und dann in die Weiden. Das Waldchen taucht auf; wir kennen hier jeden Schritt Boden. Da ist der Jägerfriedhof schon mit den Hügelchen und den schwarzen Kreuzen.

In diesem Augenblick pfeift es hinter uns, schnell, kräftig, donnernd. Wir haben uns gewandt, — hundert Meter vor uns schießt eine Feuerwolke empor.

In der nächsten Minute hebt sich ein Stück Wald unter einem zweiten Einschlag langsam über die Gipfel; drei, vier Bäume segeln mit und brechen dabei in Stücke. Schon sitzen wie Kesselventile die folgenden Granaten heran — scharfes Feuer.

„Deduna!“ brüllt jemand — „Deduna!“
Die Weiden sind flach, der Wald ist zu weit und zu gefährlich; — es gibt keine andere Deckung als den Friedhof und die Gräberhügel. Wir stolpern im Dunkel hinein, wie hineingepußt hebt jeder gleich hinter einem Hügel.

Keinen Moment zu früh. Das Dunkel wird wahnhaftig. Es wogt und tobt. Schwärzere Dunkelheit als die Nacht rast mit Riesenschritten auf uns los, über uns hinweg. Das Feuer der Explosion überflutet den Friedhof. Nirgendwo ist ein Ausweg. Ich mag beim Aufblitzen der Granaten einen Blick auf die Weiden. Sie sind ein aufgewühltes Meer, die Stacheln der Geschosse sprangen wie Fontänen heraus. Es ist ausgeschlossen, daß jemand darüber hinwegkommt.

Der Wald verschwindet; er wird zerflammt, zerfetzt, zerrissen. Wir müssen hier auf dem Friedhof bleiben.

Vor uns birst die Erde. Es regnet Schollen. Ich spüre einen Ruck. Mein Knie ist aufgerissen durch einen Splinter. Ich halte die Hand. Keine Schmerzen. Doch das beruhigt mich nicht, denn Verletzungen schmerzen stets später. Ich fahre über den Arm. Er ist angekratzt, aber heil. Da knallt es gegen meinen Schädel, das mir das Bewußtsein verdrängt. Ich habe den blutartigen Gedankens: nicht ohnmächtig werden! Ich verfinke in schwarzem Dreck und komme sofort wieder hoch. Ein Splitter ist an meinen Helm geflogen; er kam so weit her, daß er nicht durchschlug. Ich wische mir den Dreck aus den Augen. Vor mir ist ein Loch aufgerissen, ich erkenne es unendlich. Granaten treffen nicht leicht in denselben Trichter, deshalb will ich hinein. Mit einem Satz schnelle ich mich

lang vor, flach wie ein Fisch über den Boden, — da pfeift es wieder, rasch frische ich zusammen, greife nach Deckung, fühle links etwas, presse mich daneben, es gibt nach, ich stöhne, die Erde zerbröckelt, der Luftdruck donnert in meinen Ohren. Ich frische unter das Nachgebende, decke es über mich, es ist Holz, Tuch, Deduna, Deduna, armlässige Deckung vor berabstehenden Soldaten.

Ich öffne die Augen; — meine Finger halten einen Aermel umklammert, einen Arm. Ein Verwundeter? Ich schreie ihm zu — keine Antwort — ein Loter. Meine Hand fahrt weiter, in Holzsplitter —, da weiß ich wieder, daß wir auf dem Friedhof liegen. Aber das Feuer ist stärker als alle andere. Es vernichtet die Besinnung, ich frische nur noch tiefer unter den Sarg; er soll mich schützen, und wenn der Tod selber in ihm liegt.

Vor mir kniff der Trichter. Ich fasse ihn mit den Augen wie mit Fäusten, ich muß mit einem Satz hinein. — Da erhalte ich einen Schlag ins Gesicht, eine Hand klammert sich um meine Schulter — ist der Tote wieder erwacht? — Die Hand schüttelt mich, ich wende den Kopf — in sekundenlangem Licht starre ich in das Gesicht Katschinskys; er hat den Mund weit offen und brüllt. Ich höre nichts, er rüttelt mich, näbert sich; in einem Moment des Abschwelkens erreicht mich seine Stimme: „Gaaas — Gaaas — Gaaas — Weiterlaufen!“

Ich reiße die Gasflasche heran. . . Etwas entfernt von mir liegt jemand. Ich denke an nichts mehr als an dies: Der dort muß wilen: „Gaaas — Gaaas.“

Ich rufe, schiebe mich heran, schlage mit der Kapfel nach ihm: — es ist ein Rekrut. Ich sehe verzweifelt nach Kat, er hat die Maske vor; ich reiße meine auch heraus, der Helm fliegt beiseite, sie streift sich über mein Gesicht, ich erreiche den Mann; am nächsten Moment mit seine Kapfel, ich fasse die Maske, schiebe sie über seinen Kopf, er greift zu — ich lasse los — und liege plötzlich mit einem Ruck im Trichter.

Der dumpfe Knall der Gasgranate mißt sich in das Krachen der Explosionsgeschosse. Eine Glode dröhnt zwischen die Explosionen. Gonas, Metallklappern künden überallhin — Gaaas — Gaaas — Gaaas!

Sinter mir plumpst es, einmal, zweimal; ich wische die Augenscheiben meiner Maske vom Atemdunst lauber. Es ist Kat, Kropp und noch jemand. Wir liegen zu viert in schwerer, lauernder Anspannung und atmen so schwach wie möglich.

Diese ersten Minuten mit der Maske entschleiden über Leben und Tod: Ist sie dicht? Ich kenne die furchtbaren Bilder aus dem Lazarett: Gasranke, die in tagelangem Würzen die verbrannten Lungen flüchtig ausloben.

Vorsichtig, den Mund auf die Patrone gedrückt, atme ich. Jetzt schleicht der Schwaden über dem Boden und sinkt in alle Vertiefungen. Wie ein weiches, breites Quallentier legt er sich in unsere Trichter, rüttelt sich hinein. Ich stoße Kat an: es ist besser heraus-aufzuziehen und oben zu liegen, als hier, wo das Gas sich am meisten sammelt. Doch wir kommen nicht dazu; ein zweiter Feuerhael beginnt. Es ist, als ob nicht mehr die Geschosse brüllen, es ist, als ob die Erde selbst tobt.

Mit einem Krach sauft etwas Schwarzes zu uns herab. Dort neben uns schlägt es ein: ein hochgeschleudertes Sarg.

Ich sehe Kat sich bewegen und frische hinüber. Der Sarg ist dem Bierlein in unserem Loch auf den ausgestreckten Arm geschlagen. Der Mann verliert mit der anderen Hand die Gasmaske herabzu-reißen. Kropp greift rechtzeitig zu, biegt ihm die Hand hart auf den Rücken und hält sie fest.

Kat und ich geben daran, den verwundeten Arm frei zu machen. Der Sargdeckel ist lole geborsten, wir können ihn selber nicht ab-reißen, den Toten werfen wir hinaus, er lacht nach unten; dann versuchen wir, den unteren Teil zu lockern.

Zum Glück wird der Mann bewußtlos, und Albert kann uns helfen. Wir brauchen nur nicht mehr behütlich zu sein und arbeiten, was wir können, bis der Sarg mit einem Seufzer nachgibt unter den darunter gesteckten Spaten.

Mein Kopf brummt und dröhnt in der Gasmaske; er ist nahe am Platzen. Die Lungen sind angefeuert, sie haben nur immer wieder denselben heißen, verbrauchten Atem, die Schlafenabern schwellen, man atmet zu erstickt. — Graues Licht färbt zu uns herein. Wind feat über den Friedhof. Ich schiebe mich über den Rand des Trichters. In der schmutzigen Dämmerung liegt vor mir ein ausgerissenes Bein, der Stiefel ist vollkommen heil, ich sehe das alles aus deutlich im Augenblick. Aber jetzt erhebt sich wenige Meter weiter jemand, ich rufe die Fenster, sie beistagen mir sofort wieder, ich starre hinüber — der Mann dort trägt keine Gasmaske mehr.

Noch Sekunden warte ich — er bricht nicht zusammen, er blüht lachend umher und macht einige Schritte, — der Wind hat das Gas zerstreut, die Luft ist frei —, da setze ich röhrend ebenfalls die Maske weg; ich falle hin, wie kaltes Wasser strömt die Luft in mich herein; die Augen wollen brechen; die Welle überschwemmt mich und löst mich dunkel aus.

Die Totenwiese

In die mörderischen Kämpfe um die Loretto-Höhe im März 1915 war durch die Erstürmung der Höhe durch die 28. Infanterie-Division eine kurze Atempause eingetreten. Das Regiment kam auf einige Tage zurück nach Lens in sogenannte „Ruhe“, die aber mit Ruhe nichts zu tun hatte. Ruhe hieß bei uns immer strammes Erzerieren und Parade-märsch üben, damit man diese Übungen nicht verlernt hatte, kam ab und zu mal ein „Landespater“ oder Regimentschef oder gar seine Majestät es warte, auf eine Entfernung von einigen Kilometern hinter der Front, die sogenannten Kameraden zu besuchen. Auch hier war das wieder mal der Fall, nachdem uns kaum Zeit gelassen, die Kleider, die vor drei Tagen noch reinzumachen waren, einigermaßen wieder in Stand gesetzt waren. Der damalige Chef des Regiments, Fürst Karl Anton von Hohen Söllern, ein sehr beliebter Herr, dem das Geben ziemlich Anstrengung bereitete, hatte sich auf etwa 15 Kilometer hinter die Front nach dem Dorfe Courrières, bekannt durch ein großes Bergwerksunglück kurz vor dem Kriege, bewacht. Da Lens seitweise vom Feinde besessen wurde, mußten wir dem „Chef“ bis dahin entgegen marschieren. Nachdem er den Parade-märsch des Regiments abgenommen hatte und das übliche Geschwätz vom Aushalten und Durchhalten noch nicht ganz beendet war, funkte plötzlich ganz unerwartet die französische Artillerie, anscheinend zum Gruß, in die unmittelbare Nähe unseres Aufstellungslages beim Denkmal der Bergwerksopfer. Die Sache nahm infolgedessen einen etwas rascheren Verlauf wie gewöhnlich. Der „Chef“ verließ mit seinem Auto „seine“ Fühlkette, fährte mit der hohen Begleitung, im Kreise vertrieben eine Bedientat für das Vaterland leistet zu haben.

Wir gingen am selben Abend in Stellung und zwar zu der von allen Kameraden der 28. Infanterie-Division bekannten Totenwiese bei Souchez, rechts der schon in Trümmer geschossenen Zunderfabrik. Einige Tage erkannte sich hier nichts von Bedeutung, so daß wir hier in Stellung viel eher von Ruhe sprechen konnten, wie in Lens. Ja, es gab Tage, wo dauernd nur ganz einzelne Schüsse fielen, so daß man glauben konnte, man sei im Wandover — wenn man durch einen Blick über den Grabenrand auf die vor uns liegende Totenwiese nicht eines Andern belehrt worden wäre. Hier lagen noch vom Bewegungskrieg 1914 her die Toten eines ganzen Bataillons deutscher Infanteristen, die durch Maschinengewehrfeuer in dem Augenblick hingenommen wurden, als sie im Begriff waren von Marschkolonne zur Schützenlinie auszuschnürrücken. Die Spite lag regelrecht ausgeschwärmt, nach hinten immer enger werdend, der Schluß in Kompagniekolonne; links lagen einige Kameraden auf einem Baufen. Es waren viele Kameraden darunter, die später verhaftet hatten, die Leiche des Offiziers, der die Truppe geführt hatte, zurückzuholen, dabei aber ihr eigenes Leben einbüßten. Ob es gelang, diese Leiden zu beerdigen, soweit sie nicht vorher von Granaten oder Mienen zerrissen wurden, ist mir unbekannt, da ich selbst einige Tage später in dieser Stellung vor der Totenwiese schwer verwundet wurde.

Nachdem wir später wieder etwa 3 bis 4 Kilometer hinter der Front in Marsch, einem kleinen Dorf in Reserve lagen, erlebte ich hier einen Fall, den ich mein ganzes Leben nie vergessen kann. Wir lagen gemütlich im Keller eines Hauses und klopfen einen Stat, als plötzlich durchs Kellerloch über unfre Köpfe hinweg eine Granate saute und sich in die Wand bohrte, ohne zu freizieren. Blindgänger! Wäre er freiziert, wäre eine Beerdigung wahrscheinlich nicht mehr notwendig gewesen. Nachdem wir uns von dem Schrecken erholt hatten, meldeten wir den Vorgang der im Dorfe liegenden Artillerie, die das Geschöß dann entfernte. Wir spielten dann unseren Stat wieder weiter und zwar mit fast größerer Ruhe wie zuvor, da ja im Felde bekanntlich die Meinung bestand, daß wo einmal eine Granate eingeschlagen hatte, auf denselben Platz nicht so schnell die zweite einschlug.

Abends ging es dann wieder in Stellung nach der bereits beschriebenen Totenwiese. Es war eine herrliche mondhele Frühlingnacht, als wir den Weg antraten. Im Graben lagen einzelne Tote, die im Laufe des Tages durch Artilleriefeuer und Mienen gefallen waren, und über die wir hinwegkletterten mußten. Dabei trat ein mir unmittelbar nachfolgender Kriegsfreiwilliger ungewollterweise auf den Leib eines toten Kameraden, was ihm einen solchen Stel einflößte, daß er sich Erbrechen mußte. Durch diesen Vorfall bemerkte er nicht, daß gerade wieder eine Mine angeflattert kam, direkt auf den Platz, wo er stand, obwohl ihm Warnung zugerufen wurde. Als die Mine freiziert, war er nur noch als verfehlte Leiche zu finden. Am folgenden Tage entlang auch ich nur mit knapper Not dem herabstürzenden Schutt, wobei ich allerdings durch mehrere Granatplitter verwundet wurde, darunter Augenschuß, von welchen ich heute noch zwei Splitter spärlicher trage. Es war ein herrlicher Frühlingstag. Wir hatten uns im Graben auf unsere Teppiche gelegt, um uns von der Sonne durchwärmen zu lassen, da die Unterstände sehr nieder und in dem sogenannten Schlammte zum Teil mit Wasser angefüllt waren. Vormittags waren wieder nur einzelne Schüsse gefallen; plötzlich nachmittags setzte verstärktes Artilleriefeuer ein. Wir wurden vom Unteroffizier, der Grabendienst hatte, entgegen

unserm Willen in die Unterstände verwiesen. Raum war dies gegeben, als auch schon des Krankenbaues vorbei, so daß die Kranken in abnehmender Kälte aufeinanderquartierten. Würdlich grau stand der Wintertag hinter den Fenstern und zwang die Kranken Kriegsgefangenen, ihr Gedanken um die einzelne Sonne ihres Lebens, um das Heimatsbild, treiben zu lassen. Die Schmutzflut dieses Heimatbild immer wieder im Innern beideren Licht erstehen, so wie es für viel nie gewesen. Helle Hoffnung wechelte mit dumpfen Brüten auf und ab in ihren fiebernden Gehirnen, während die Spitaluhr von der Wand oben auf die Elendallee der Krankenbetten herabblitzte, die Zeit in leere, langsam verfließende Tropfen verwandelte.

Der Viehdoktor

Aus dem Leben der ehemaligen Kriegsgefangenen in Turkestan
Von W. Sumner

Von Sibirien herüber pfliff der Wind sein trauriges Steppenlied an den Fenstern des Krankenbaues vorbei, so daß die Kranken in abnehmender Kälte aufeinanderquartierten. Würdlich grau stand der Wintertag hinter den Fenstern und zwang die Kranken Kriegsgefangenen, ihr Gedanken um die einzelne Sonne ihres Lebens, um das Heimatsbild, treiben zu lassen. Die Schmutzflut dieses Heimatbild immer wieder im Innern beideren Licht erstehen, so wie es für viel nie gewesen. Helle Hoffnung wechelte mit dumpfen Brüten auf und ab in ihren fiebernden Gehirnen, während die Spitaluhr von der Wand oben auf die Elendallee der Krankenbetten herabblitzte, die Zeit in leere, langsam verfließende Tropfen verwandelte.

Die beim Fenster Liegenden starrten nachdenklich in den Park hinaus, wo die Bäume nach Traurigkeit laßle Silhouetten sich vom schmutzigen weißen Schnee abhoben. Kirgisen in langen wattierten Chalaten mit spitzen Fellmützen auf den Köpfen gingen plaudernd vorbei, während ihre schrillen Distanzstimmen sich in die traurige Stille des Krankenzimmers schoben. Dann zog eine Kirgisenfrau auf einem Eselchen hodennd, mit einer langen Kette lehmfarbiger Kamele vorbei. Hierig nach Freiheit dürstend, hatten die Witte der Fieberkranken den süßlich aussehenden Kamele nach. Allmählich verwich die schmutzige Gestalt der Konturen der Dinge, Lichter flammten jenseits des Parkes auf und die finstere Nacht legt sich wie ein Grabtuch auf den dunklen Park. Keines Stöhnen, welches Jammern trieb durch die Ide, dunkle Stille des Krankenzimmers.

Da öffnete sich die Tür des Krankenzimmers und ein gelber Strom von Licht floß herein. Ein österreichischer Kriegsgefangener Soldat in einer etwas stark mitgenommenen feldartigen Uniform brachte eine kochende Kampe herein und hängte sie ins Eisenstößel, das von der Decke herunterhängend. Gleich nach ihm kam ein zweiter Soldat mit einer Blechplatte, auf der gefüllte Teegläser, weiße Brotkrümmen und einige Würfel Zucker lagen. Bei jedem Schritte stehen bleibend, stellte er ein Glas Tee, eine Brotkrümme und zwei Zunderwürfel auf das Nachtkästchen. Bei dem einen Bett bäit ihn ein Kranter zurück.

„Kamerad, bitte, gib mir Milch. Sage es denen in der Küche, ich kann kein Brot essen, noch weniger Krautsuppe. Bitte, Kamerad, sage es ihnen.“

Der Angeprochene wendete sich dem Lampenträger zu und sieht ihn ratlos an. Dieser geht zu dem Kranken und spricht mit ihm.

„Schon, Henschel, begreife doch, daß es nichts nützt. Für Kriegsgefangene gibt es nur Krautsuppe mit Kamelfleisch oder Tee mit Brot. Der Viehdoktor, der Herr über Leben und Tod, will es so.“

Sich an den Plattenträger wendend mit tiefem Bedauern in der Stimme: „Was soll man da tun? Der arme Kerl hat hochgradiges Fieber, hungert schon drei Tage, schluden kann er nichts, nur noch trinken. Wenn er nicht bald etwas Milch kriegt, bringen ihn das Fieber und der Hunger um. Wenn man wenigstens draußen etwas kaufen könnte, aber man kann ja nicht heraus aus dieser Höhle.“

Der Plattenträger nickte zustimmend, und achselzuckend gingen sie weiter.

Traurig hingelnd kostete der schwache Lichtkegel der Petroleumlampe in die dunklen Ecken, und die fieberglänzenden Augen der Kranken hobten sich nachdenklich in ihre hingende Flamme. Ihre Gedanken schlugen Wellen weit hinaus über fremde Länder, Flüsse und Berge zu einer traulichen Wohnung, wo liebe Menschen gleich ihnen an dem goldenen Faden der Liebe spannen. Plötzlich zerrissen rauhe besiehende Worte die tote Stille.

„Stehen, daß auf, hau nicht lo herum mit den Fässern, und decke die Pferde zu. Dalli, dalli, schau daß das weitergeht.“

Die zwei Krankenträger borchten nach der Ecke, wo sich ein Kranter in der Fieberdunstung aufgesetzt hatte und laut redend mit den Händen herumfuchtelte.

„Ach so“, sagte einer der Krankenträger, „das ist der Wirt aus Oberösterreich, Wird bald aus sein, der arme Kerl. Vor dem Ende häumen sie sich noch einmal auf. Der braucht auch nur ein bißchen Milch wie die anderen.“

Inzwischen stand ein anderer Kranter auf nobm seine Menageschale an sich, steckte den Schlüssel und andere Kleinigkeiten in die Taschen seines Spitalmantels. Hierauf ging er, schwankend, sich an den Betten haltend, auf die Türe zu. Einer der Krankenträger stellte sich ihm in den Weg.

„Wo willst du denn hin, Vater?“

Der Kranke sah geistesabwesend und mit fieberglänzenden irren Augen an dem Wärter vorbei.

„Ich will nach Hause fahren, halte mich nicht auf, sonst komme ich zu spät zum Zug.“

„Vater, du bist heute gar nicht da, dein Zug ist schon fortgegangen. Nach dir nichts daraus, fährst halt morgen.“ und mit vielem Zureden brachte er den Kranken wieder in sein Bett.

Langsam, äße und schwer, wie flüssiges Blei, rann die Zeit dahin. Stumpe Resignation legte sich über die Kranken, viele von ihnen fielen in den Schlaf der Entkräftung oder in jene nichts mehr empfindende Bewußtlosigkeit, die der Schatten des Todes ist. Nur manchmal schrie ein Kranter in seinen Fieberdelirien auf, die lähmende Stille zerschneidend und der lobesfaste Wind aus Sibirien heulte um die Mauern des Spitals sein trauriges Lied von Menschenherden. Der Krankenträger sah, mit dem Schlaf kämpfend, bei der Tür und ließ seine Gedanken um sein Schlafsalzmorgen kreisen.

Inzwischen kamen die dienstfreien Krankenträger auf dem Korridor zusammen und lesten sich an einen dort befindlichen langen Tisch. Wie allabendlich, bildeten sich zwei Gruppen, die einen vielstündlichen Karten, während die anderen plauderten und Raucherzettel aus dem Lager erzählten. Plötzlich öffnete sich die Hofküche, und mit dem kalten Luftzuge schwenkten zwei alte Kriegsgefangene herein, einen dritten umhingen sie auf der Bahre tragend. Ein ehemaliger Sanitätsunteroffizier mit dem roten Kreuz am Arm ging ihnen entgegen:

„Wo kommt ihr her?“

„Aus dem Lager!“

„Was ist mit ihm?“

„Madrachisch Typus. Ist schon seit zwei Tagen fast immer bewusstlos.“

„Warum habt ihr ihn nicht früher gebracht?“

„Warum? Weil er vor zwei Tagen noch gehen konnte, da hätte ihn euer Viehdoktor mit einem Sanjbad in die Sonne gestellt. Du weißt doch, daß nur der Spitalreiß ist, der nicht mehr stehen kann. Wir haben ihn heimlich hergeschleppt, der Posten stand am Glück hinter dem Gd.“

Der Sanitätsunteroffizier kratzte sich verzweifelt den Kopf und fuhr:

„Kameraden, laßt mir nur, wie lange soll das noch so fortgehen? Dreitausend Mann seid ihr aus Przemysl gekommen und seit einem Jahre sind schon 1524 Mann gestorben. Was machen diese arztlosen Scharren mit euch?“

Der eine Träger, ein dreißigjähriger, aber jetzt verbärter maoerer Mann, trat vor und mit vor Zorn bebender Stimme antwortete er:

„Was die tun? Verbungern lassen sie uns: stehlen uns Zucker, Mehl, Brot, Fleisch, ein Stückchen Brot, das ist alles für zehn Stunden schwere Arbeit. Der Lagerkommandant, dieses arztlose Schwein, hat das Fußgabel für die Kassen, die man für den Barackenbau braucht, gestohlen, und wir müssen diese zehn bis zwölf Meter langen Bäume drei Weile weit vom Bahnhof ins Lager schleppen, Hungria in Lumpen gekleidet, preßt man uns das Lebensmark aus dem Leib. Zwanzig Baracken, jede vierzig Meter lang, müßten wir bei 50 Grad Hitze bauen. Nicht nur bauen, auch die Auegen dazu schlagen und heranschnappen. Die Baracken stehen, aber die Hälfte derjenigen, die sie gebaut haben, liegen in Mienen Erde. Heute haben wir 25 Grad Kälte, die Krassen mit ihren Pelzen vertriehen sich, und wir in Lumpen müßten Bäume schleppen; wundert ihr euch, daß am Ende von all dem der Tod steht?“

Inzwischen hatten die anderen Wärter eine große volle Teekanne mit heißem Tee herangeschleppt und einen Berg von altem Weisbrot. Die zwei Träger setzten sich zum Tisch und vertilgten heißhungrig den Broßberg. Schließlich stopfte man ihnen noch alle Taschen mit Brot voll, und sie machten sich zurück auf den Heimweg. Nachdem man auch den Kranken auf einen leeren Strohsack gebettet, lezten sich auch die Wärter um den Tisch herum.

Weber klatschte die Karten auf den Tisch, und die oben erlebte Tragödie war schon halb vergessen, da stürzte ein Wärter aus einem der Krankenzelle heraus:

„Der Niedinger, der oberösterreichische Bitt, ist gestorben!“

Der Sanitätsunteroffizier warf die Karten weg und folgte dem vorangehenden Krankenträger, worauf sich auch einige dienstfreie angeschlossen. Beim Bett des Toten angekommen, griff er nach dessen bloße Füße und erklärte achselzuckend, sie seien kalt, insofern wies er auch der Tod schon eingetreten. Einer der Krankenträger wies auf einen Taschentuch an seinem Ärmel ab, und hielt ihn vor den Mund des Toten; nachdem er nichts, was einem Sauch ähnlich war, darauf vernahm, schloß er sich der Meinung seines Vorgesetzten an. Ein anderer wieder riet man solle dem Toten eine Nadel in die Brust stecken.

„Laßt das sein, der ist im Leben schon genug gequält worden, wozu soll man ihn als Toten auch noch malträrieren“, entließ der Sanitätsunteroffizier.

„Aber“, protestierte ein junger Krankenträger, „wir sollten doch den Viehdoktor verständigen, vielleicht ist der hier nur heimtöt.“

Alle lezten ihn ironisch lächelnd an, und einer der Umstehenden sagte belehrend:

„Verluste es. Krieg ist mit der Kanaka deine Tracht Prügel, daß du liegen bleibst. Was ist ihm ein Toter? Gar nichts, oder noch weniger als nichts. Ist ja nur ein Kriegsgefangener.“

„Also“, kommandierte der Sanitätsunteroffizier, „nehmt ihn mit samt dem Bett und tragt ihn in den Hof hinaus. Leut Befehl müssen die Toten sofort hinausgetragen werden. Ihr wißt, Totenkammer gibt es keine.“

Man warf ein Leintuch über den Toten, knetete die vier Ecken an das Bett fest und trug ihn in den Hof hinaus.

Als alle wieder beim Tisch saßen, wollte keiner mehr Karten spielen. Unter dem Spieß des Todes war das schlecht brennende Feuer der Gemütslichkeit vollständig ausgeblüht. Der Viehdoktor, der vorher den Arzt rufen wollte, wendete sich an den neben ihm Sitzenden und fragte ihn:

„Du, Bauer, sag mir einmal, was ist das für ein Mensch, der Viehdoktor?“

Alle lachten über diese naive Frage des Jungen und der mit Bauer Angeredete antwortete ihm:

„Ja ja, du bist erst einige Tage hier, noch dazu in der Küche, kommst mit ihm wenig zusammen. Also der Viehdoktor wie ihn die Kriegsgefangenen nennen ist überhaupt kein Mensch auch kein Vieh, vielmehr eine Ueberbestie. Der Tiger zum Beispiel hat Hunger, dann würgt er ein Lebewesen ab und frißt es, Anders gesagt, er mordet, weil er Hunger hat. Der Viehdoktor, diese wehrlose kranke Kriegsgefangene. Die Fieberkranken läßt er im kalten Wasser baden oder sie müssen 15–20 Chininpulver fressen bis ihnen der Schädel wie ein Motor brummt. Auch hat er sich irgendetwas Dreck erfunden, den jagt er ihnen mit der Spritze ins Blut. Er experimentiert mit ihnen wie mit Ratten und Kaninchen. Und die armen Kerle sterben oft unter Qualen, hilflos, wehrlos. Manchmal könnte ich hier Kanakeln auf die Gurgel springen und sie ganz langsam schlücklich erürgen. Aber er spürt den Haß um sich und hat immer einen oder zwei russische Feldküche mit. Die Fieberkranken können keine Krautsuppe mit Kamel- oder Rindfleisch essen. Ich weiß nicht, wieviel diese kauende Kanakle das Milchgeld oder ist es mahnmänniger Menschenhaß? Jedenfalls läßt er sie Krautsuppe essen und davon sterben oder nichts essen und vor Hunger sterben. Aber der Viehdoktor muß bis in die Nacht hinein arbeiten, damit ja genug Totenstücken mit einem Sanjbad in die Sonne gestellt. Du weißt doch, daß nur der Spitalreiß ist, der nicht mehr stehen kann. Wir haben ihn heimlich hergeschleppt, der Posten stand am Glück hinter dem Gd.“

Der Sanitätsunteroffizier kratzte sich verzweifelt den Kopf und fuhr:

„Kameraden, laßt mir nur, wie lange soll das noch so fortgehen? Dreitausend Mann seid ihr aus Przemysl gekommen und seit einem Jahre sind schon 1524 Mann gestorben. Was machen diese arztlosen Scharren mit euch?“

Der eine Träger, ein dreißigjähriger, aber jetzt verbärter maoerer Mann, trat vor und mit vor Zorn bebender Stimme antwortete er:

„Was die tun? Verbungern lassen sie uns: stehlen uns Zucker, Mehl, Brot, Fleisch, ein Stückchen Brot, das ist alles für zehn Stunden schwere Arbeit. Der Lagerkommandant, dieses arztlose Schwein, hat das Fußgabel für die Kassen, die man für den Barackenbau braucht, gestohlen, und wir müssen diese zehn bis zwölf Meter langen Bäume drei Weile weit vom Bahnhof ins Lager schleppen, Hungria in Lumpen gekleidet, preßt man uns das Lebensmark aus dem Leib. Zwanzig Baracken, jede vierzig Meter lang, müßten wir bei 50 Grad Hitze bauen. Nicht nur bauen, auch die Auegen dazu schlagen und heranschnappen. Die Baracken stehen, aber die Hälfte derjenigen, die sie gebaut haben, liegen in Mienen Erde. Heute haben wir 25 Grad Kälte, die Krassen mit ihren Pelzen vertriehen sich, und wir in Lumpen müßten Bäume schleppen; wundert ihr euch, daß am Ende von all dem der Tod steht?“

Inzwischen hatten die anderen Wärter eine große volle Teekanne mit heißem Tee herangeschleppt und einen Berg von altem Weisbrot. Die zwei Träger setzten sich zum Tisch und vertilgten heißhungrig den Broßberg. Schließlich stopfte man ihnen noch alle Taschen mit Brot voll, und sie machten sich zurück auf den Heimweg. Nachdem man auch den Kranken auf einen leeren Strohsack gebettet, lezten sich auch die Wärter um den Tisch herum.

Weber klatschte die Karten auf den Tisch, und die oben erlebte Tragödie war schon halb vergessen, da stürzte ein Wärter aus einem der Krankenzelle heraus:

„Der Niedinger, der oberösterreichische Bitt, ist gestorben!“

Der Sanitätsunteroffizier warf die Karten weg und folgte dem vorangehenden Krankenträger, worauf sich auch einige dienstfreie angeschlossen. Beim Bett des Toten angekommen, griff er nach dessen bloße Füße und erklärte achselzuckend, sie seien kalt, insofern wies er auch der Tod schon eingetreten. Einer der Krankenträger wies auf einen Taschentuch an seinem Ärmel ab, und hielt ihn vor den Mund des Toten; nachdem er nichts, was einem Sauch ähnlich war, darauf vernahm, schloß er sich der Meinung seines Vorgesetzten an. Ein anderer wieder riet man solle dem Toten eine Nadel in die Brust stecken.

„Laßt das sein, der ist im Leben schon genug gequält worden, wozu soll man ihn als Toten auch noch malträrieren“, entließ der Sanitätsunteroffizier.

„Aber“, protestierte ein junger Krankenträger, „wir sollten doch den Viehdoktor verständigen, vielleicht ist der hier nur heimtöt.“

Alle lezten ihn ironisch lächelnd an, und einer der Umstehenden sagte belehrend:

„Verluste es. Krieg ist mit der Kanaka deine Tracht Prügel, daß du liegen bleibst. Was ist ihm ein Toter? Gar nichts, oder noch weniger als nichts. Ist ja nur ein Kriegsgefangener.“

„Also“, kommandierte der Sanitätsunteroffizier, „nehmt ihn mit samt dem Bett und tragt ihn in den Hof hinaus. Leut Befehl müssen die Toten sofort hinausgetragen werden. Ihr wißt, Totenkammer gibt es keine.“

Man warf ein Leintuch über den Toten, knetete die vier Ecken an das Bett fest und trug ihn in den Hof hinaus.

Als alle wieder beim Tisch saßen, wollte keiner mehr Karten spielen. Unter dem Spieß des Todes war das schlecht brennende Feuer der Gemütslichkeit vollständig ausgeblüht. Der Viehdoktor, der vorher den Arzt rufen wollte, wendete sich an den neben ihm Sitzenden und fragte ihn:

„Du, Bauer, sag mir einmal, was ist das für ein Mensch, der Viehdoktor?“

Alle lachten über diese naive Frage des Jungen und der mit Bauer Angeredete antwortete ihm:

„Ja ja, du bist erst einige Tage hier, noch dazu in der Küche, kommst mit ihm wenig zusammen. Also der Viehdoktor wie ihn die Kriegsgefangenen nennen ist überhaupt kein Mensch auch kein Vieh, vielmehr eine Ueberbestie. Der Tiger zum Beispiel hat Hunger, dann würgt er ein Lebewesen ab und frißt es, Anders gesagt, er mordet, weil er Hunger hat. Der Viehdoktor, diese wehrlose kranke Kriegsgefangene. Die Fieberkranken läßt er im kalten Wasser baden oder sie müssen 15–20 Chininpulver fressen bis ihnen der Schädel wie ein Motor brummt. Auch hat er sich irgendetwas Dreck erfunden, den jagt er ihnen mit der Spritze ins Blut. Er experimentiert mit ihnen wie mit Ratten und Kaninchen. Und die armen Kerle sterben oft unter Qualen, hilflos, wehrlos. Manchmal könnte ich hier Kanakeln auf die Gurgel springen und sie ganz langsam schlücklich erürgen. Aber er spürt den Haß um sich und hat immer einen oder zwei russische Feldküche mit. Die Fieberkranken können keine Krautsuppe mit Kamel- oder Rindfleisch essen. Ich weiß nicht, wieviel diese kauende Kanakle das Milchgeld oder ist es mahnmänniger Menschenhaß? Jedenfalls läßt er sie Krautsuppe essen und davon sterben oder nichts essen und vor Hunger sterben. Aber der Viehdoktor muß bis in die Nacht hinein arbeiten, damit ja genug Totenstücken mit einem Sanjbad in die Sonne gestellt. Du weißt doch, daß nur der Spitalreiß ist, der nicht mehr stehen kann. Wir haben ihn heimlich hergeschleppt, der Posten stand am Glück hinter dem Gd.“

Der Sanitätsunteroffizier kratzte sich verzweifelt den Kopf und fuhr:

„Kameraden, laßt mir nur, wie lange soll das noch so fortgehen? Dreitausend Mann seid ihr aus Przemysl gekommen und seit einem Jahre sind schon 1524 Mann gestorben. Was machen diese arztlosen Scharren mit euch?“

Der eine Träger, ein dreißigjähriger, aber jetzt verbärter maoerer Mann, trat vor und mit vor Zorn bebender Stimme antwortete er:

„Was die tun? Verbungern lassen sie uns: stehlen uns Zucker, Mehl, Brot, Fleisch, ein Stückchen Brot, das ist alles für zehn Stunden schwere Arbeit. Der Lagerkommandant, dieses arztlose Schwein, hat das Fußgabel für die Kassen, die man für den Barackenbau braucht, gestohlen, und wir müssen diese zehn bis zwölf Meter langen Bäume drei Weile weit vom Bahnhof ins Lager schleppen, Hungria in Lumpen gekleidet, preßt man uns das Lebensmark aus dem Leib. Zwanzig Baracken, jede vierzig Meter lang, müßten wir bei 50 Grad Hitze bauen. Nicht nur bauen, auch die Auegen dazu schlagen und heranschnappen. Die Baracken stehen, aber die Hälfte derjenigen, die sie gebaut haben, liegen in Mienen Erde. Heute haben wir 25 Grad Kälte, die Krassen mit ihren Pelzen vertriehen sich, und wir in Lumpen müßten Bäume schleppen; wundert ihr euch, daß am Ende von all dem der Tod steht?“

Inzwischen hatten die anderen Wärter eine große volle Teekanne mit heißem Tee herangeschleppt und einen Berg von altem Weisbrot. Die zwei Träger setzten sich zum Tisch und vertilgten heißhungrig den Broßberg. Schließlich stopfte man ihnen noch alle Taschen mit Brot voll, und sie machten sich zurück auf den Heimweg. Nachdem man auch den Kranken auf einen leeren Strohsack gebettet, lezten sich auch die Wärter um den Tisch herum.

Weber klatschte die Karten auf den Tisch, und die oben erlebte Tragödie war schon halb vergessen, da stürzte ein Wärter aus einem der Krankenzelle heraus:

„Der Niedinger, der oberösterreichische Bitt, ist gestorben!“

Der Sanitätsunteroffizier warf die Karten weg und folgte dem vorangehenden Krankenträger, worauf sich auch einige dienstfreie angeschlossen. Beim Bett des Toten angekommen, griff er nach dessen bloße Füße und erklärte achselzuckend, sie seien kalt, insofern wies er auch der Tod schon eingetreten. Einer der Krankenträger wies auf einen Taschentuch an seinem Ärmel ab, und hielt ihn vor den Mund des Toten; nachdem er nichts, was einem Sauch ähnlich war, darauf vernahm, schloß er sich der Meinung seines Vorgesetzten an. Ein anderer wieder riet man solle dem Toten eine Nadel in die Brust stecken.

„Laßt das sein, der ist im Leben schon genug gequält worden, wozu soll man ihn als Toten auch noch malträrieren“, entließ der Sanitätsunteroffizier.

„Aber“, protestierte ein junger Krankenträger, „wir sollten doch den Viehdoktor verständigen, vielleicht ist der hier nur heimtöt.“

Alle lezten ihn ironisch lächelnd an, und einer der Umstehenden sagte belehrend:

„Verluste es. Krieg ist mit der Kanaka deine Tracht Prügel, daß du liegen bleibst. Was ist ihm ein Toter? Gar nichts, oder noch weniger als nichts. Ist ja nur ein Kriegsgefangener.“

„Also“, kommandierte der Sanitätsunteroffizier, „nehmt ihn mit samt dem Bett und tragt ihn in den Hof hinaus. Leut Befehl müssen die Toten sofort hinausgetragen werden. Ihr wißt, Totenkammer gibt es keine.“

Man warf ein Leintuch über den Toten, knetete die vier Ecken an das Bett fest und trug ihn in den Hof hinaus.